

Medard Kehl SJ

Reizwort Gemeindezusammenlegung

Theologische Überlegungen

Das Zweite Vatikanische Konzil hat sich in seiner Kirchenkonstitution „Lumen Gentium“ vornehmlich mit dem Verhältnis zwischen der einen Universalkirche und den vielen Partikular- bzw. Ortskirchen (= Diözesen) beschäftigt. Der Plural „die Kirchen“ ist damit auch innerkatholisch wieder in sein altes Recht eingesetzt worden. Dementsprechend wird Kirche im Zweiten Vatikanum verstanden als „communio ecclesiarum“, als Gemeinschaft von Kirchen, wobei zwischen der Universalkirche und den vielen Ortskirchen eine „Gleichursprünglichkeit“ in ihrem theologischen Charakter als Kirche besteht. Das heißt: Beide Größen sind nur deswegen im vollen Sinn „Kirche“ zu nennen, weil sie sich wechselseitig und miteinander zu ihrem Kirche-Sein vermitteln (LG 23); sie sind nicht voneinander abzuleiten (etwa als „Produkte“ der jeweils anderen Größe) noch aufeinander zu reduzieren (etwa als bloße „Summe“ bzw. als „Unterabteilung“).

Ein verlässliches Fundament: das Zweite Vatikanum

Die *unterhalb* dieser Ebene liegenden kirchlichen Sozialformen werden im Konzil eher beiläufig erwähnt. Es hat eben weithin noch ganz traditionell Kirche „von oben“ gedacht, allerdings nicht mehr nur vom Papst aus, sondern von ihm zusammen mit der bischöflich-kollegialen Struktur der Kirche her. Die wichtigste Stelle, in der auch die ekklesiologische Wirklichkeit unterhalb der Bistumsebene angesprochen ist, also Gemeinden und Pfarreien, findet sich in LG 26:

„Der Bischof ist, mit der Fülle des Weihesakraments ausgezeichnet, ‚Verwalter der Gnade des höchsten Priestertums‘, vorzüglich in der Eucharistie, die er selbst darbringt oder darbringen läßt und aus der die Kirche immerfort lebt und wächst. Diese Kirche Christi ist wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen (congregationes locales) anwesend (vere adest), die in der Verbundenheit mit ihren Hirten im Neuen Testament auch selbst Kirchen (ecclesiae) heißen. Sie sind nämlich je an ihrem Ort, im Heiligen Geist und mit großer Zuversicht (vgl. 1 Thess 1, 5), das von Gott gerufene neue Volk. In ihnen werden durch die Verkündigung der Frohbotschaft Christi die Gläubigen gesammelt, in ihnen wird das Mysterium des Herrenmahls begangen, ‚auf daß durch Speise und Blut des Herrn die ganze Bruderschaft verbunden werde‘. In jeder Altargemeinschaft erscheint unter dem je-

weiligen Dienstant des Bischofs das Symbol jener Liebe und jener ‚Einheit des mystischen Leibes‘, ohne die es kein Heil geben kann. In diesen Gemeinden (communitates), auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, ist Christus gegenwärtig, durch dessen Kraft die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche geeint wird. Denn ‚nichts anderes wirkt die Teilhabe an Leib und Blut Christi, als das wir in das übergehen, was wir empfangen‘.“

Auch wenn im Konzil keine eingehende ekklesiologische Reflexion der Ortsgemeinden stattfindet, kann man doch mit Peter Hünemann sagen, daß in LG 26 „die Gemeinden zum ersten Mal in der Geschichte lehramtlicher Dokumente seit dem Mittelalter als eine eigenständige theologische Größe“ benannt werden¹. Allerdings hat das Konzil diese ekklesiologischen Größen unterhalb der Bistumsebene meist nicht direkt „Kirche“ genannt. Wohl deswegen, weil für die Patristik und das Zweite Vatikanum zum Vollbegriff von Kirche die direkte bischöfliche Leitung der Versammlung der Gläubigen gehört. In LG 28, 5 werden darum – im Zusammenhang mit dem Dienst der Presbyter in den Gemeinden – die entsprechenden Bedingungen genannt, unter denen mit aller Vorsicht solche Gemeinden auch mit dem Namen des „einen und ganzen Gottesvolkes“ bezeichnet werden können, eben als „Kirche Gottes“. Ansonsten spricht das Konzil immer nur von „fidelium congregationes locales“ (lokale Versammlungen der Gläubigen) bzw. „communitates locales“ (lokale Gemeinden bzw. Gemeinschaften). Das Konzil versteht sie aber dennoch – wie LG 26 zeigt – als „Verwirklichung“, „Existenzform“, „Vergegenwärtigung“ der Kirche Christi vor Ort.

Was steckt theologisch in diesen Formeln? Schauen wir uns zwei andere, damit vergleichbare ekklesiologische Formulierungen des Konzils an: Zum einen wird in LG 8 gesagt, daß die Kirche Jesu Christi in der katholischen Kirche „subsistiere“. Das bedeutet, die theologische Größe „Kirche“ findet ihre sakramental-strukturell vollständige Verwirklichungsform in der katholischen Kirche (wegen ihrer altkirchlichen Einheitsstrukturen von Bischofskollegium und Petrusamt).

Zum anderen heißt es in LG 23: Die eine und einzige katholische Kirche „existiert“ in und aus den vielen Partikularkirchen. Der gleiche Sinn dürfte auch in LG 26 vorliegen, wenn es dort heißt, daß die Kirche Christi in den rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen „wahrhaft anwesend“ ist. Denn in allen drei Bezeichnungen kommt das sakramentale Kirchenverständnis des Konzils zum Ausdruck: Jedes Mal geht es um die sakramentale Identität und Differenz zwischen der Kirche Jesu Christi (als Glaubensgegenstand) und der jeweiligen empirischen Größe (sei es die katholische Kirche als ganze, seien es die bischöflichen Ortskirchen, seien es die lokalen Gemeinden).

Von daher kann man sagen, das Konzil versteht unter den „Gemeinden“ die konkrete sakramentale Vergegenwärtigung („Repräsentanz“) der Kirche Jesu Christi an einem bestimmten Ort innerhalb der vom Bischof geleiteten Ortskirche. Als theologisches Kriterium dafür, daß eine Gemeinde dies sein kann, gilt für das Konzil

(ganz in der nachtridentinischen Tradition) das Vorhandensein der drei klassischen „Elemente“ von Kirche-Sein und Zugehörigkeit zur Kirche: nämlich die Übereinstimmung im Glaubensbekenntnis, in der Feier der Sakramente und in der sakramental-episkopalen Leitungsstruktur. Dies sind die Grundvoraussetzungen des Kirche-Seins im katholischen Sinn. In dem Maß, wie diese Voraussetzungen erfüllt sind, ist es nach der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums theologisch möglich und legitim, bestimmte kirchliche Sozialformen *unterhalb* der Bistumsebene auch als Kirche zu bezeichnen (wie es die nachkonziliare Theologie und z. B. auch die Gemeinsame Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschlands 1971 bis 1975 in Würzburg ganz selbstverständlich getan haben). Insofern läßt sich auch (analog zum Verhältnis Universalkirche – Ortskirche) sagen, die Gemeinden vor Ort *partizipieren* auf ihre Weise an dem wechselseitigen Bedingungsverhältnis von Universalkirche und Ortskirche; sie tragen ihren Teil dazu bei, daß sich die verschiedenen Ebenen von Kirche nur miteinander und ineinander als Kirche verwirklichen können. Auch wenn das Konzil diese Konsequenz aus seinen ekklesiologischen Grundansätzen nicht explizit zieht, scheint sie mir dennoch theologisch gut begründet zu sein.

Innerhalb dieser lokalen „Gemeinschaften“ wird die Pfarrei speziell nur in der Liturgiekonstitution (SC 2) einmal besonders erwähnt:

„Da der Bischof nicht immer und überall in eigener Person den Vorsitz über das gesamte Volk (in) seiner Kirche führen kann, muß er notwendig Vereinigungen von Gläubigen errichten (coetus fidelium constituere), unter denen die Pfarreien (parociae) hervorragen, die räumlich verfaßt sind unter einem Hirten (pastor), der den Bischof vertritt (vice gerens); denn sie stellen auf eine gewisse Weise die über den ganzen Erdkreis hin verbreitete sichtbare Kirche dar (repraesentant).“

In dieser „Repräsentanz“ der Universalkirche liegt der entscheidende theologische Gesichtspunkt des Konzils, wenn es um die theologische Qualifizierung von Gemeinden bzw. Pfarreien geht. Dieser Ansatz ist – wie wir sehen werden – durchaus ausbaufähig!

Die Problematik der Quasi-Identifizierung von Pfarrei und Gemeinde in den letzten 30 Jahren

Ansätze für eine Theologie der Gemeinde gibt es zweifellos seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Der eigentliche Durchbruch erfolgte aber erst unmittelbar nach dem Konzil, so daß man als nachkonziliares Leitwort formulieren könnte: „Von der Pfarrei zur Gemeinde“. Der Versuch, Pfarrei und Gemeinde in Theologie und Pastoral weitgehend miteinander zu identifizieren, hat die Epoche der letzten 30 bis 40 Jahre im deutschsprachigen Raum entscheidend und auch pastoral recht erfolg-

reich geprägt. Ich rufe nur ein paar Stichworte ins Gedächtnis: Die Aktivierung vieler Christen zur Mitarbeit, der Aufbau synodaler Strukturen auf verschiedenen Ebenen, der Konsens hinsichtlich der drei Grundvollzüge von Kirche als Koinonia (Gemeinschaft der Glaubenden), nämlich Martyria, Liturgia und Diakonia. Inzwischen ist dieser Versuch aber deutlich an seine *Grenzen* gestoßen. Ich nenne nur die drei wichtigsten Gründe:

1. Dieses Modell (Pfarrei = Gemeinde) lebt von der Zuordnung *einer* Gemeinde zu *einem* priesterlichen Gemeindeleiter als ihrer geistlichen und strukturellen Integrationsfigur. Infolge der immer geringer werdenden Priesterweihen und infolge des Festhaltens der Kirche an den sehr hoch angesetzten Zulassungsbedingungen ist diese Zuordnung hierzulande (und wohl in den meisten Ortskirchen der Welt) immer weniger realistisch gegeben. Wenn *mehrere* Gemeinden einem Priester zugeordnet werden, kann er nicht mehr in dem Maß Integrationsfigur sein wie für *eine* Gemeinde. Die Übertragung dieser Aufgabe an Laien („Pfarrbeauftragte“, „Gemeindeleiter“ – alles beruhend auf Can. 517 § 2 CIC/1983) ist und bleibt eine Notlösung. Denn sie führt zu dem, was man als „anonyme Presbyter“ bezeichnen kann, also zu „ungeweihten Quasi-Priestern“. Dies steht jedoch im Widerspruch zu der vom Konzil gelehrt sakramentalen Grundstruktur der Kirche und ihres Amtes.

2. Dieses Modell lebt von einer weitgehend *überschaubaren* Anzahl an Mitgliedern und damit der Möglichkeit der persönlichen Kontakte untereinander und mit den Hauptamtlichen; so kann eine „freundschaftlich geprägte Nahgemeinschaft“ entstehen². Dafür sind aber die meisten Pfarrgemeinden mit 2000 bis 5000 Mitgliedern zu groß. Solange noch relativ viele Gläubige regelmäßig und aktiv in der Gemeinde und in ihren verschiedensten Bereichen mitwirkten, war es noch gut möglich, von einer lebendigen und miteinander kommunizierenden Gemeinde zu sprechen. Inzwischen ist aber die Zahl der inaktiven Kirchenmitglieder erdrückend groß geworden, und sie wächst stetig weiter. Etwa 85 Prozent aller getauften Katholiken leben in unserem Kulturkreis eher nach der Option: „Ohne Bindung mit der Kirche in Verbindung bleiben“ (Michael Bongardt) bzw.: „Kirche (als religiöse Dienstleistungsgesellschaft) ja – Gemeinde eher nein“ (regionale Unterschiede durchaus zugestanden). Damit wird die lang als selbstverständlich geltende Anerkennung von Gemeinde als Basiswirklichkeit von Kirche und auch die damit verbundene aktive Integration in sie großflächig verweigert³. Dies alles führt mehr und mehr zu einer „Verkernung“ der Gemeinden: Der immer kleiner werdende Kern der Aktiven bestimmt das „Milieu“, die Atmosphäre, den Stil, so daß viele sich faktisch „außen vor“ fühlen und keinen wirklichen Zugang finden, trotz aller gutgemeinter Bemühungen dieses aktiven Kerns.

3. Angesichts der *gesamtgemeinschaftlichen Umbrüche* und ihrer Auswirkungen auf Religion und Glaube (Stichwort: religiöser Pluralismus; sehr differenzierte, individuelle, biographienaher Erwartungen an Kirche) sind viele unserer Pfarrgemein-

den und die Zahl ihrer Aktiven inzwischen auch zu klein, um dieser Vielfalt an religiösen Ansprüchen genügen zu können; um also aus sich heraus ein bestimmtes Profil zum Beispiel in Liturgie und Pastoral entwickeln zu können, das Menschen von überall her, über die Pfarreigrenzen hinaus anziehen könnte. Es besteht die Gefahr der liturgischen Monotonie und des Wegbrechens mancher traditioneller pastoraler Aktivitäten (z. B. der Jugendarbeit).

Von daher bleibt uns auf Dauer wohl nichts anderes übrig, als die bisherige Identifizierung von Pfarrei und Gemeinde zu relativieren und in größeren Einheiten zu denken; also mehrere jetzige, relativ selbständige Gemeinden in irgendeiner Weise zu *einer* größeren Pfarrei (bzw. einer „Pfarreiengemeinschaft“ oder einem „Pfarrverband“) unter der Leitung eines Pfarrers zu verbinden, wenn man die herkömmliche Pfarrseelsorge auch in der Fläche noch einigermaßen sicherstellen will (was als pastorales Strukturprinzip allerdings strittig ist). Die Kunst dabei wird sein, den gemeindlichen Nahraum nicht aus den Augen zu verlieren; also nicht das wieder aufzugeben, was die Identifizierung von Pfarrei und Gemeinde in den letzten Jahrzehnten an gemeindlichem Leben gebracht hat.

In diesem Punkt können wir auch in Deutschland einiges von der französischen Diözese Poitiers lernen, die sich ganz neu strukturiert, und zwar auf der Basis kleinerer, ortsnaher Gemeinschaften. Der deutsche Weg wird vermutlich eine Kombination zweier verschiedener Ansatzpunkte sein: Auf der einen Seite steht die Zusammenführung von Gemeinden zu größeren Pfarreien an – ein Ansatz also, der stärker an der traditionellen, flächendeckenden Sakramentenpastoral und damit auch an der Zahl der zur Verfügung stehenden Pfarrer und anderer hauptamtlicher Mitarbeiter orientiert ist. Der andere Ansatz (wie in Poitiers) ist vor allem am Aufbau von strukturierten Basisgemeinden vor Ort interessiert, also an Gemeinden, die mit Hilfe der vom Bischof aus der Gemeinde heraus für eine bestimmte Zeit beauftragten (und dafür in etwa auch vorbereiteten) Gläubigen (z. B. für die Liturgie, die Katechetik, die Altenarbeit, die Kinderseelsorge usw.) das an Gemeindeleben weiterführen, was ihnen mit eigenen Kräften möglich ist⁴.

Zum theologischen Charakter der Zuordnung von mehreren Gemeinden zu einer Pfarrei

Sicher stellt die Pfarrei bzw. der Verbund von mehreren Gemeinden/Pfarreien primär eine strukturelle Größe dar; sie ist eben eine notwendige Untergliederung der diözesanen Ortskirche, um die Seelsorge in einem bestimmten Gebiet zu gewährleisten. Ebenso besteht ihre Aufgabe auch darin, subsidiär den einzelnen Gemeinden und Gemeinschaften beizustehen, insofern diese pastoral, liturgisch, theologisch und spirituell an ihre Grenzen kommen. Aber die Zusammenführung von Gemeinden zu einer Pfarrei kann durchaus auch *theologisch* gedeutet werden.

Ausgehend vom theologischen Ansatz des Zweiten Vatikanums lassen sich nämlich zwei Frage stellen: *Wie* kann speziell eine Pfarrei, die aus mehreren bisher relativ selbständigen Gemeinden zusammenwächst, die Kirche Christi „vergegenwärtigen“, „repräsentieren“ (nach LG 26)? *Was* macht den theologischen Charakter der darin integrierten Gemeinden aus?

1. Nach meinem Verständnis hat eine größere Pfarrei noch am ehesten die Chance, jenen theologischen Charakter von Kirche relativ ortsnah darzustellen, den das Konzil mit dem Begriff „universales Heilssakrament“ (LG 48) bezeichnet. Das bedeutet: In dieser Sozialform von Kirche kann gut erkennbar sein, daß die Kirche für *alle* in irgendeiner Weise nach dem Heil suchenden Menschen da ist; soll sie doch allen den universalen Heilswillen Gottes vermitteln – gleichgültig in welcher Bindungsstärke die einzelnen zur Kirche stehen. Auf der Ebene einer größeren Pfarrei kann sich Kirche eben in dem sehr weiten Spektrum präsentieren, das von „religiöser Dienstleistungsgesellschaft“ (mit der Vielfalt von Angeboten an „kultureller Diakonie“) bis hin zur Ermöglichung von kleinen, intensiven Glaubenszellen („Biotope des Glaubens“, „kommunikative Glaubensmilieus“, „Selbsthilfegruppen im Glauben“ usw.) reicht. Zu beidem sind die meisten jetzt existierenden Gemeinden inzwischen wohl schon zu klein geworden.

Zwischen diesen äußersten Polen pastoralen Handelns liegt das große Feld der Integration diverser Gruppierungen mit ihren Aktivitäten im Bereich der „gemeindlichen Alltagsdiakonie“ (Isidor Baumgartner), der Kinder- und Jugendarbeit, der Liturgie, der Katechese usw. Insofern kann die künftige Pfarrei wohl noch deutlicher als bisher ein Zeichen *der katholischen Weite* im Bereich von Pastoral und Seelsorge sein. Dabei spielt zweifellos die Liturgie, vor allem die sonntägliche Eucharistie eine ganz entscheidende Rolle – sei es an einem gut erreichbaren zentralen Ort oder auch an verschiedenen Orten innerhalb der Großpfarrei. Die sonntägliche Meßfeier besitzt in Zukunft wohl noch stärker als bisher die am breitesten ausgreifende Integrationskraft:

„Gerade als relativ normiertes und auch formalisiertes Geschehen, bei der der individuelle Partizipationsgrad zwischen tiefster Teilhabe und diffuser ‚Abwesenheit in der Anwesenheit‘ offen bleiben kann, hat die Liturgie die Chance, der zentrale Ort der Integration von Gemeinde im Angesicht Gottes zu werden ... Die Liturgie ist (darüber hinaus) der zentrale gnadentheologische Vollzug der Kirche, sie ist Ort der diskreten Öffnung der Menschen zueinander angesichts der unendlichen Offenheit Gottes für uns.“⁵

Darum hängt in Zukunft viel von einer liebevollen, sowohl den bloßen Ritualismus wie den spontanen Subjektivismus des zelebrierenden Priesters vermeidenden Gestaltung der Liturgie ab (z.B. was die Musik angeht, die kurzen, aber gehaltvollen, gut vorbereiteten Predigten, die Rollenverteilung, die Vermeidung von zuviel Wortreichtum, eingeschobene Momente der Stille, die Unterscheidung zwischen alltäglicher und festlicher Liturgie usw.).

Damit eine Pfarrei dies werden kann, also Vergegenwärtigung von Kirche als „universales Heilssakrament“ vor Ort, bedarf es – nach Bernhard Spielberg – durchaus einer gut durchdachten und begleiteten „Pfarrei-Entwicklung“. Hilfreich kann dafür zuallererst die Einberufung eines „Projektteams“ aus allen Gemeinden und sonstigen christlichen „Knotenpunkten“ innerhalb des Pfarrgebietes sein; aber auch die Erkundung des sozialen Umfelds, des Lebensraums der Menschen dort und ihrer Erwartungen an Kirche; schließlich der Aufbau neuer kollegialer Leitungsstrukturen, die liturgische Schulung vieler Pfarreimitglieder, die Entdeckung *neuer* pastoraler Ansätze und Initiativen usw.⁶ Nur bei einer gut durchgeführten Pfarrei-Entwicklung kann für die Menschen erkennbar werden, daß Zusammenführung von Gemeinden eben nicht bloß ein Verwaltungsakt ist, sondern eine theologische und spirituelle Valenz hat.

2. Darüber hinaus stellt sich aber auch die Frage: Was könnte der theologische Sinngehalt jener Gemeinden sein, die nun eine strukturelle Untergliederung der Pfarrei bilden, aber nicht einfachhin ganz in ihr aufgehen sollen? Ich sehe ihn darin, daß auf dieser untersten strukturellen Ebene die Kirche wohl noch am ehesten als „Familie Gottes“ („familia Dei“) dargestellt werden kann (vgl. LG 6 und die große römische Afrika-Synode von 1994, für deren Ekklesiologie der Begriff der Familie Gottes zentral war). Der gerade durch diese Bischofssynode für Afrika weltkirchlich aufgewertete Begriff der Kirche als Familie Gottes insinuiert Nähe zu Gott und zueinander, Geborgenheit bei ihm und beieinander, Freundschaft mit ihm und untereinander. Ohne die für Afrika noch naheliegende Analogie zur natürlichen Familie oder Sippe überzubetonen, geht es beim theologischen Verständnis der Kirche als Familie Gottes darum, daß in den einzelnen Gemeinden vor Ort Kirche als persönlich erfahrbare Gemeinschaft im Glauben, so weit es geht, erhalten bleibt. Also um das, was heute gern die „Verörtlichung“ des Glaubens in einer überschaubaren Gemeinschaft genannt wird. Dazu bemerkt Jürgen Werbick, der sich seit längerem für diese Verwirklichungsform von Kirche besonders einsetzt:

„Alltagserfahrung wie theologische Reflexion sprechen aber dafür, daß auch die Gemeinden vor Ort hier eine unverzichtbare Rolle als ‚Stützpunkte‘ eines lebenslangen Christ(in)-Werdens spielen können. Gemeinden halten Orientierungs-Orte zugänglich, die man aufsuchen kann, um sich im alltäglichen Betrieb selbst ‚über die Schultern zu schauen‘ und nach validen Bezugsgrößen zu suchen. Sie halten Orte ‚vor‘, an denen Menschen mit übergroßen Fragen und übergroßen Hoffnungen gut aufgehoben sind; Orte, an denen der Kontakt mit einer Tradition ermöglicht wird, die die Sehnsucht nach Gerechtigkeit wach hält und eine Ahnung geben kann vom Eingeborgensein in Gottes guten Willen; einen Ort, an dem das Versprechen des Lebens angesichts seiner Krisen und Herausforderungen begangen und gefeiert wird, an denen Leiden und Scheitern nicht übergangen werden müssen und der Trost nicht billig ist; Orte aber auch, an denen Menschen sich sammeln, um Verantwortung zu übernehmen; Orte, an denen Notleidenden geholfen wird.

Das mögen zunächst Rückzugsorte sein; und sie sollten möglichst ‚niedrigschwellig‘ zugänglich sein; Orte eben, an denen eine ‚Konzentration‘ auf den Lebensmittelpunkt möglich

erscheint und ‚angeregt‘ wird durch das, was man heute eine ‚spirituelle Atmosphäre‘ nennt. Orte, die man von sich aus aufsucht, an die man aber auch ‚gelockt‘ werden will; ‚Herbergen‘, in denen man Aufnahme findet, wenn einen die Wege nach Nirgendwo führen, die nächsten Schritte zu schwer werden – oder zu leicht, zu beliebig.“⁷

Hier ist – vergleichbar mit der „Pfarrei-Entwicklung“ – ein Prozeß der „Gemeinde-Entwicklung“ sinnvoll. Ihr Ziel dürfte es vor allem sein, im Zusammenwirken mit den anderen Gemeinden und mit dem Ganzen der Pfarrei, die Charismen und Möglichkeiten zu entfalten, die an diesem Ort gegeben sind oder entdeckt werden können, um ein auch für die „treuen Kirchenfernen“ gut erkennbares geistliches und pastorales Profil („Design“) zu entwickeln. Im Kontrast zur höchst mobilen Lebensweise vieler Menschen heute könnten solche Gemeinden vor Ort die immer noch unvermindert lebendige Sehnsucht der Menschen nach „Orten der Verankerung“ aufgreifen; zum Beispiel durch Initiativen für die Gestaltung des – strukturell oft vernachlässigten – lokalen Nahraums (etwa durch Schaffung von Kinderspielplätzen oder Organisation von Nachbarschaftshilfe); aber auch durch die Wiederentdeckung der heilenden Kraft alter christlicher Traditionen, gerade der Volksfrömmigkeit (Sakramentalien, Segensfeiern, Prozessionen, Wallfahrten, Andachten in nahegelegenen Kapellen usw.)⁸.

In diesem Zusammenhang noch ein Wort zu dem Problem der Häufigkeit und Regelmäßigkeit der Eucharistiefeier in solchen Gemeinden innerhalb einer Pfarreiengemeinschaft. Dafür möchte ich folgendes Kriterium nennen: Man sollte sie so oft feiern, wie es zur Stärkung dieser Rolle der Gemeinde als Familie Gottes im Nahbereich nötig ist, zugleich aber nicht so oft, daß es das tiefere Zusammenwachsen von mehreren Gemeinden zu *einer* Pfarrei behindert; sonst würde eine dauerhaft weitergehende Eigenständigkeit der einzelnen Gemeinden insinuiert, was auf längere Sicht eine Illusion ist. Es sollte gerade durch den Ort, die Zeit und die Häufigkeit der sonntäglichen Eucharistiefeier deutlich werden, daß im Gemeindeleben ein echter Einschnitt mit der Zusammenführung von mehreren Gemeinden stattfindet. Natürlich muß ein solcher Einschnitt so behutsam wie möglich gestaltet werden, damit er nicht als deprimierender Einbruch oder Abbruch des liturgischen Lebens in der Gemeinde empfunden wird. Er sollte aber auch nicht einfach vertuscht werden, indem man sich auf ein paar kleine kosmetische Retuschen beschränkt; dadurch würde der schmerzliche Zeitpunkt des Aufwachens und der Erkenntnis der wahren Situation des Glaubens und der Kirche vor Ort nur immer weiter vor sich her geschoben werden.

Vom Gemeindegemeinschaft zum Pfarrer

Ein kurzer geschichtlicher Rückblick: Die vom Konzil bevorzugte (aber nicht exklusiv gebrauchte) Bezeichnung für den Priester ist bekanntlich das aus dem

Griechischen stammende Wort „Presbyter“ und nicht der lateinische Begriff „sacerdos“. Dadurch soll ausgedrückt werden, daß der priesterliche Dienst nicht auf kultische Funktionen beschränkt werden darf, sondern sich vor allem im biblischen Amt des „Ältesten“ bzw. des Vorstehers einer Gemeinde bzw. Pfarrei wiedererkennen soll. Die theologische Qualifizierung des Presbyter-Amtes liegt nach dem Zweiten Vatikanum darin, daß er durch die Weihe in besonderer Weise am Hirtenamt, am Prophetenamt und am Priesteramt Christi teilhat; also am Amt der Leitung, der Verkündigung und der sakramentalen Heiligung. Dadurch wird er im Rahmen des gemeinsamen Priestertums aller Glaubenden zum besonderen, eben sakramentalen Dienst am gemeinsamen Priestertum des ganzen Volkes Gottes ermächtigt; er repräsentiert in dessen Mitte, aber auch zugleich ihm gegenüber Christus als das Haupt der Kirche.

Nach dem Konzil gab es verschiedene theologische Akzentsetzungen hinsichtlich der Frage, welches der drei Ämter Christi beim Priester letztlich das dominierende und integrierende sei. So vertrat zum Beispiel Joseph Ratzinger die Auffassung, es sei der Verkündigungsdienst; Walter Kasper plädierte für den Hirten- bzw. Einheits- und Leitungsdienst des Priesters; Karl Rahner SJ schließlich war der Überzeugung, daß der sakramentale Dienst des Priesters, der ja von der Spätantike an *das* Spezifikum des Priesters war, auch nach dem Zweiten Vatikanum die eigentliche Mitte seines Dienstes sei. In unserem Sprachraum hat sich wohl faktisch die Auffassung von Walter Kasper durchgesetzt: Der Priester wird verstanden als Gemeindeführer, und zwar im Sinn einer geistlichen und amtlich-sakramentalen Integrationsfigur.

Die Frage, die sich an dieses Konzept inzwischen stellt, lautet: Kann diese Gleichsetzung von Priester und Gemeindeführer auch dann einfach weiter gelten, wenn nicht mehr *ein* Priester *einer* Gemeinde zugeordnet ist? Wenn er jetzt als Pfarrer mehrerer ehemals eigenständiger Gemeinden agieren muß? Auch diese Gleichsetzung ist inzwischen deutlich an ihre Grenzen gestoßen. Vermutlich werden andere Aspekte des priesterlichen Dienstes gegenwärtig und in absehbarer Zukunft stärker in den Vordergrund treten; und zwar solche, die eher in die Richtung der Konzeption Karl Rahners weisen.

Der Dienst des Pfarrers – angesichts der heute gegebenen Situation

1. *Pfarrersein im Rahmen der Erfahrung von Kirche als „religiöser Dienstleistungsgesellschaft“.* Die im ersten Teil angedeuteten kulturellen Veränderungen der letzten Jahrzehnte wirken sich nicht nur stark auf unser bisheriges Gemeindeverständnis aus, sondern auch auf das *Priesterbild*; und zwar vor allem in der Perspektive der vielen „treuen Kirchenfernen“, die nur zu bestimmten Gelegenheiten mit der Kirche in Verbindung treten wollen.

Deren Perspektive ist keineswegs so unmaßgeblich, wie wir oft anzunehmen geneigt sind; sie bilden schließlich die große Mehrheit unserer Kirchenmitglieder und damit das nicht zu unterschätzende „Sympathisanten-Umfeld“, das noch immer ein gewisses Reservoir an zu gewinnenden überzeugten und aktiven Gläubigen darstellt. Nach meiner Wahrnehmung sehen diese Gläubigen im Priester nicht den *Gemeindeleiter* oder die geistliche Integrationsfigur einer oder mehrerer Gemeinden; mit „Gemeinde“ wollen sie über diese bestimmte kurze Zeit des Kontakts hinaus mit der Kirche in der Regel nicht viel zu tun haben. Sie suchen in ihm auch nur höchst selten den *Seelsorger*, mit dem sie ihre Probleme besprechen können, oder von dem sie konkrete Lebenshilfe oder gar geistliche Begleitung erbitten. Ebenso wenig ist er als *Verkündiger des Evangeliums* gefragt, das eine grundlegende Lebensorientierung anbietet.

Stattdessen sieht und sucht ein Großteil dieser Gruppe von Gläubigen im Priester wohl am ehesten noch die *sakral-mystagogische* Kompetenz der Kirche. So diffus (sei es magisch-ritualistisch oder deistisch oder auch gnostisch-naturmystisch) der Transzendenzbezug heutiger Kulturreligiosität auch sein mag – die Menschen scheinen gerade an Grenz-, Wende- oder Höhepunkten ihres Lebens oder auch nur an herausgehobenen Zeiten im Jahresrhythmus doch die Endlichkeit ihres Daseins, seiner Ausgesetztheit und Ungesicherheit zu spüren. Wohl deswegen wenden sie sich noch immer an die Kirche, um in ihrem rituellen Rahmen eine gewisse religiöse Stabilisierung angesichts der nicht zu verdrängenden Zerbrechlichkeit des Lebens zu finden. Sie möchten sich dabei – theologisch gesprochen – des Segens Gottes für ihr Leben (vor allem das ihrer Familie, ihrer Kinder und Enkel) vergewissern; eines Gottes, der ihnen zwar weithin fremd ist, von dem sie aber dennoch hoffen, daß es ihn als irgendwie schützende Macht über ihrem Leben und dem ihrer Kinder geben möge. Und für die Berechtigung dieser Hoffnung stehen in ihrem Bewußtsein noch immer die Kirche und gerade auch (natürlich nicht exklusiv!) die Priester ein.

Zumal von den geweihten Vertretern der Kirche erwarten viele Menschen eine aus persönlicher Vertrautheit erwachsene Befähigung, die Dimension des *Heiligen* in unserer Wirklichkeit offen zu halten, dessen also, was der Gegenstand des spezifisch religiösen Aktes ist. In ihm wollen Menschen sich dem verborgenen und doch sich auch immer wieder (gerade in Grenzerfahrungen) entbergenden Geheimnis unserer Wirklichkeit nähern, sei es in Furcht vor der undurchschaubaren Fremdheit, sei es in der Hoffnung auf gewährte Nähe. Diese Dimension des „heiligen Geheimnisses“ (K. Rahner) wird traditionell vor allem in bestimmten kultisch-liturgischen Zeichen, Gesten, Handlungen und Erzählungen vergegenwärtigt.

Wenn nicht alle Beobachtungen der gegenwärtigen religiösen Situation täuschen, scheint genau dies für einen großen Teil unserer Zeitgenossen ein wichtiger Anknüpfungspunkt ihres lockeren Kontakts mit der Kirche und damit auch mit den Priestern zu sein. Die Suche nach dem Priester im traditionellen religionsgeschichtlichen Sinn, also nach dem „Mittler des Heiligen“ – nicht unbedingt in der Hoch-

form der Sakramente, sondern häufiger des Segens, was aber durchaus auch zum „Heiligungsdienst“ des Priesters gehört – scheint in unserer religiösen Gegenwarts-kultur wieder stärker zu werden; und zwar sowohl bei den im traditionellen Sinn „Frommen“ als auch bei den Kirchenfernen. Hier sind die Priester herausgefordert, eine neue Weise ihrer sakramentalen Kompetenz einzuüben und weiterzubilden.

Zweifellos ist die dabei drohende Gefahr einer neuerlichen, vom Konzil doch endlich überwundenen Reduzierung des Priesters auf seine sakral-kultische Rolle nicht zu übersehen. Dennoch sollten wir die damit verbundenen Chancen und Herausforderungen, gerade für eine Pastoral unter den „treuen Kirchenfernen“, nicht geringschätzen. Vielerorts werden in diesem Bereich sehr ermutigende Erfahrungen mit pastoralen und liturgischen Versuchen gemacht, in denen für die vielfältigen Lebenssituationen der Menschen auch entsprechende liturgische Segensfeiern angeboten werden. Zusammen mit der diakonischen Kompetenz der Kirche scheint mir diese weit ins Schöpfungstheologische ausgreifende mystagogisch-sakrale Kompetenz in unserer heutigen Glaubenssituation noch am ehesten die *missionarische* Dimension unserer Verkündigung zu verdeutlichen.

2. *Pfarrersein – im Blick auf die Integration mehrerer Gemeinden zu einer größeren Pfarrei bzw. Pfarreiengemeinschaft.* Hier gilt es, zwei Akzente zu unterscheiden: Der *erste* Akzent liegt in der Betonung des Pfarrerseins inmitten der anderen *pastoral Aktiven* in der Pfarrei.

Die Gruppe der aktiv das pastorale Leben (haupt- und ehrenamtlich) tragenden und dafür verantwortlichen Christen wird sich wohl immer deutlicher als *die* „Primärgruppe“ des priesterlichen Einheits- und Leitungsdienstes des Pfarrers herauskristallisieren. Hier ist vor allem seine kommunikative und menschlich-geistliche Befähigung gefragt. Gerade für die spirituelle Qualität einer Pfarrei halte ich es für sehr wichtig, daß die Gruppe der faktisch Verantwortlichen innerhalb der Pfarrei auch so etwas wie eine „Lebenshilfegruppe im Glauben“, ein „kommunikatives Glaubensmilieu“ bildet. Dieses könnte eine Art Modell für ähnliche Gruppierungen in der Pfarrei sein, in denen es ausdrücklich um den Glauben, um das wechselseitige Sich-Vergewissern im Glauben geht; und zwar nicht bloß auf theoretischer Ebene (im Stil von theologischer Weiterbildung), sondern viel mehr noch auf der existentiellen Ebene: „Was bedeutet mir der Glaube? Wo erfahre ich seine Lebensrelevanz und damit auch seine Wahrheit?“

Eine solche „Glaubenzelle“ unter den *pastoral Aktiven* kann den Gläubigen einer Pfarrei ein Zweifaches sehr anschaulich vor Augen führen: nämlich daß die Leitung einer Pfarrei in Zukunft viel stärker eine *geistliche* und eine *kollegiale* Angelegenheit ist, und nicht zuerst eine organisatorische und individualistische. Das Zusammenführen mehrerer Gemeinden zu einer größeren Pfarrei birgt gerade für die Priester die Chance in sich, „auf eine andere Art Pfarrer zu sein“: nicht mehr so sehr in der Ich-Form, sondern in der „Wir-Form“. Dies erklärt der Hildesheimer Regens Christian Hennecke sehr treffend:

„Was könnte dies konkret heißen? Die Zahl der Priester wird weniger, und schon droht eine diözesane Strukturplanung zu einer erneuten Diaspora der Priester zu werden: Auf 120 Pfarreien herunterstrukturieren, ist angesichts von 120 Pfarrern sicher sinnvoll, kann doch wohl aber nicht heißen, daß sonst alles bleibt wie es ist. Im Gegenteil: An dieser Stelle muß es darum gehen, mit Kreativität und Phantasie den Lebensraum des ‚Wir‘ neu zu beschreiben. Die Lebensform der Priester als kommuniale Lebensform zielt auch auf eine strukturelle Neubeschreibung des Pfarrhauses als pastorales und geistliches Lebenszentrum. Ganz unabhängig davon, ob hier tatsächlich Menschen zusammen wohnen, wäre zu fragen, ob nicht alles zu fördern ist, was solche Zentren zu Erfahrungsorten des ‚Wir‘ machen kann. Natürlich würde es Ausbildung und Personalentwicklung und Personalpolitik entscheidend prägen, wäre die Existenzform des Priesters eine Priorität: Wie kann er mit anderen das Evangelium teilen? Welche Formen gemeinsamen geistlichen Lebens kann es geben? Ist nicht hier eine Teambildung zu fördern, die nicht nur operativ wirksam sein kann, sondern auch spirituell zu gründen ist?“⁹

Der *zweite* Akzent geht auf die Frage ein: Wie ist Pfarrersein möglich im Hinblick auf den Hirtendienst an einer größeren Zahl von Christen, die dem betreffenden Priester persönlich größtenteils unbekannt sind?

Unmittelbare Seelsorge im größeren Stil wird für viele Pfarrer kaum mehr möglich sein, eher punktuell, so daß die Tendenz ihrer Berufsausübung eher in Richtung „regionaler Oberhirten“ weist. Wie können sie dann aber noch ihre Teilhabe am Hirten-, Lehr- und Priesteramt Christi sinnvoll ausüben, ohne sich zu zersplittern und zu überfordern? Hier knüpfe ich an Karl Rahners Auffassung von der vorrangigen Rolle des *sakramentalen Heiligungsdienstes* des Priesters an. Dieser Dienst scheint mir gerade im Rahmen der Integration von verschiedenen Gemeinden, die enger zusammenwachsen sollen, eine zunehmend bedeutsamere Schlüsselrolle einzunehmen. Inwiefern?

Die gegenwärtige Entwicklung deutet darauf hin, daß der Pfarrer seine Weise des Hirtenamtes (sowohl als Leitung wie als Seelsorge) und seine Weise des Lehramtes situationsbedingt mehr und mehr nur noch *vermittelt* durch die Ausübung seiner Teilhabe gerade am Priesteramt Christi verwirklichen kann. Dieser Dienst dürfte zum spezifischen Medium, zur integrierenden Form seiner Teilhabe am dreifachen Amt Christi und damit auch seines pastoralen Handelns überhaupt werden¹⁰. Das bedeutet: Der Dienst der liturgischen Feier und der in ihrem Rahmen vorgesehenen Verkündigung und Sakramentenspendung (zumal am Sonntag) dürfte in Zukunft wohl noch deutlicher als bisher *der* hervorgehobene Ort sein, wo sich die Teilhabe des Priesters am dreifachen Amt Christi am sichtbarsten konkretisiert; wo er das Hirtenamt als Leiter und Seelsorger der Pfarrei und das Lehramt als Verkündiger des Evangeliums anschaulich erlebbar und dem Sinn seines priesterlichen Dienstes gemäß ausüben kann. Diese (liturgische) Dimension seines Dienstes ist eben aus guten theologischen Gründen am wenigstens generell zu delegieren. So wird auch aus dieser Perspektive die sonntägliche Eucharistiefeier für die ekklesiologische Größe „Pfarrei“ mehr und mehr das zentrale Integrationsgeschehen sein.

Allerdings müssen wir hier auf zwei Gefahren achten: Das Amt des Pfarrers darf zum einen nicht vollständig auf diesen eucharistischen Heiligungsdienst (und den kulturchristlich erwarteten Segnungsdienst) reduziert werden; er sollte (wenigstens exemplarisch) in den beiden anderen Formen der Teilhabe am dreifachen Amt Christi regelmäßig tätig sein können, also zum Beispiel in der persönlichen Seelsorge, in der Katechese usw. Denn sonst bliebe der Neuansatz des Konzils in seinem Verständnis des Priesters als Presbyter mit der Zeit auf der Strecke.

Zum anderen gilt es aber auch darauf zu achten, daß der liturgische Raum für den Priester nicht wie ein „sakrales Reservat“ ängstlich geschützt und gegen „zuviel“ aktive liturgische Mitwirkung anderer Christen abgegrenzt wird (z. B. im Fall der Kommunionhelfer und -innen oder der – bei sinnvollen Gelegenheiten – zur Verkündigung heranzuziehenden pastoralen Mitarbeiter und -innen). Das Grunddatum unseres Christseins, eben das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen (das also Priester wie Laien umgreift), bezieht sich durchaus auch auf den liturgisch-sakramentalen Bereich; dieser sollte darum nicht allein durch die (sekundäre) Unterscheidung innerhalb des gemeinsamen Priestertums, also die zwischen „Klerus und Laien“, geordnet werden. Aber auch hier ist das Wichtigste: All diesen Gefahren zum Trotz sollten wir zuerst die Chancen und Herausforderungen sehen, die für den priesterlichen Dienst in der gegenwärtigen Notwendigkeit, größere pastorale Einheiten zu bilden, liegen könnten. Dazu wollten diese Überlegungen anregen.

Abschied von der pastoralen Omnipräsenz

Ich habe drei Akzente aufgezeigt, die für das Pfarrersein innerhalb größerer Pfarreien oder pastoraler Räume in Zukunft mehr und mehr prägend sein dürften (jedenfalls wenn die Zahl der Gemeindepriester in Mittel- und Westeuropa nicht erheblich zunehmen wird, was bei unverändert geltenden Zulassungsbedingungen zum Amt kaum zu erwarten ist): Als „Mittler des Segens Gottes“ wird er vor allem von den „treuen Kirchenfernen“ gesucht werden (aber nicht nur von ihnen!); als geistlicher „spiritus rector“ (Inspirator) wird er die Gruppe jener Gläubigen zu versammeln suchen, die (haupt- oder ehrenamtlich) in der Pastoral aktiv beteiligt sind und die miteinander auch den Glauben und seine Bedeutung für ihr Leben teilen wollen; und schließlich wird ihm die geistliche Integration und Leitung der Pfarrei als ganzer und der in ihr zusammengeführten Gemeinden primär durch die Liturgie (zumal durch die sonntägliche Eucharistie mit der darin geschehenden Wortverkündigung) obliegen.

Dies wird manchen vermutlich zu einseitig und zu schmal klingen. Es bedeutet ja auch einen schmerzlichen Abschied von dem gut paulinischen Wunsch, „allen alles zu sein“; erst recht von der (weniger biblischen) Vorstellung einer „pastoralen Omnipräsenz“ in möglichst allen Gruppierungen und Seelsorgsbereichen der

Pfarrei. Das ist nicht zu leugnen. Aber die Chance, die in der sich anbahnenden Entwicklung dennoch liegt, lässt sich schlicht mit dem alten Sprichwort auf den Punkt bringen: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister.“

Die Konzentration auf einige wenige, sich von der Priesterweihe her unbestritten nahelegenden Aufgaben, verbunden mit der Delegation anderer Aufgaben und auch dem Verzicht auf nicht mehr *gut* zu leistende pastorale Tätigkeiten, ermöglicht eine langfristige „Qualitätssicherung“ unserer Pastoral. Weniger ist gerade in der Seelsorge oft mehr. Auch deswegen, weil sie die Zufriedenheit mit der gelingenden Arbeit und die Freude an ihr stärkt. Und dies nicht nur bei den Priestern selbst, sondern auch im Volk Gottes. „Einen fröhlichen (nicht überforderten) Geber liebt Gott“ – und auch das Volk Gottes; erst recht, wenn der Geber ihr Pfarrer ist.

ANMERKUNGEN

¹ Zit. nach P. Müller, *Gemeinde: Ernstfall von Kirche. Annäherungen an eine historisch u. systematisch verkannte Wirklichkeit* (Innsbruck 2004) 695.

² B. Spielberg, *Kreisquadrat u. Pfarrgemeinde*, in: LS 57 (2006) 92–100, 93.

³ Vgl. R. Bucher, *Wider den sanften Institutionalismus der Gemeinde*, in: LS 57 (2006) 64–70, bes. 65.

⁴ Vgl. K. Nientiedt, *Frankreich. Strukturmodelle für die Seelsorge*, in: HerKorr 60 (2006) 61–63. Hier stellt sich inzwischen die ernste Frage nach der *theologischen* Kompetenz dieser bischöflich Beauftragten in den einzelnen Gemeinden.

⁵ Bucher (A. 3) 68.

⁶ „Grundansatz unseres Konzeptes (nach der Zusammenlegung von drei Pfarreien) war die Entscheidung, neben der bisherigen Pastoral einen neuen Ansatz zu verfolgen ... Es braucht für die Zukunft von Kirche ... eine neue Basisstruktur, ein kommunikatives Glaubensmilieu, das Beheimatung schenkt und als Netzwerk nicht identisch ist mit (den Grenzen) der bisherigen territorialen Pfarrgemeinde, sondern eben mit dem pastoralen Raum.“ So B. Galluschke, *Missionarisch Kirche sein*, in: Pastoralblatt 2 (2006) 40 f. Galluschke nennt folgende Beispiele, wie sie im ehemaligen Dekanat Hannover-Ost praktiziert werden: „Leben in Hauskreisen – eine Möglichkeit der Beheimatung in größeren pastoralen Räumen“; „Ökumenische Freiwilligenarbeit Hannover-Ost“ (v. a. im diakonalen Bereich); Einführung eines „Kinderkirchentags“ als Beispiel von territorialer und kategorialer Vernetzung in der Pastoral; „Schülertreff“; „Mystagogische Jugendarbeit“ (die sich vor allem in jugendlichen Hauskreisen verwirklicht, die aus der Firmvorbereitung hervorgegangen sind, das Bibelteilen praktizieren und sich zu monatlichen Jugendmessen treffen).

⁷ J. Werbick, *Auslaufmodell Ortsgemeinde? Rückfragen eines systematischen Theologen*, in: Diak 37 (2006) 168–173, 169.

⁸ Spielberg (A. 2) 96 ff.

⁹ Ch. Hennecke, *Auf eine andere Art Pfarrer sein?*, in: Pastoralblatt 6 (2006) 173. Vgl. dazu: M. Kehl, *Die neuen „Lebenshilfegruppen im Glauben“ u. die Priester*, in: GuL 78 (2005) 53–60.

¹⁰ Vgl. Th. Ruckstuhl, *Was ist u. wozu dient das geistliche Amt?*, in: Schweizer Kirchenzeitung 37 (2004) 690.